

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 36 (1946)
Heft: 29

Artikel: Die Sendung der Kate Bigler [Fortsetzung]
Autor: Vuilleumier, J.F.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-646713>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 30.06.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

DIE SENDUNG DER KATE BIGLER

Roman von J. F. Vuilleumier

9. Fortsetzung

Dann waren die Polizisten mit Peter verschwunden. Stumm sassen Grossvater, Mutter und Trini um den Tisch, dessen einer Platz leer gähnte. In den weissen Tellern wurde die Suppe kalt. Essen mochte keines mehr von ihnen. Grossvater Frei sah erschreckend blass aus. Er hatte einzelne Worte des Polizisten aufgeschnappt, nach langem, mühsamem Suchen hatte er ihren Sinn begriffen: Peter... Peter hatte die Geige gestohlen, sie zu verschachern versucht, ihm dieses unmenschliche Leid beigefügt, das dadurch nicht kleiner wurde, dass man das gestohlene Gut wieder beibringen würde. Dieses Leid, das in den letzten Tagen Grossvater zerfrass, war nie mehr wieder gutzumachen. Und sein Peter war es... dessen geschickte Hände er stets bewunderte... dessen Bubenstreich er zusammen mit Trini entschuldigte... sein Peter, der Dieb! Der gottver-

fluchte Dieb am eigenen Gut der eigenen Familie!

„...der gottverfluchte Dieb...“ flüsterte Grossvater Frei mit zitternden Lippen „...der gottverfluchte Dieb!“

Eine Wut gegen dieses Land packte ihn, das sich gegen seine schönsten Pläne mit Trini eigensinnig sperrte, das den Jungen brutal zertrat, gegen dieses Grossstadtungeheuer, das... Vor seinen Augen wurde es plötzlich Nacht. Mit verkrahlten Fingern griff er ins Leere, sein Mund öffnete sich zu einem heisern Schrei, röchelnd sank er in den Stuhl.

Mutter und Trini trugen den besinnungslosen Alten nach seiner Stube und betteten ihn sorgfältig zwischen die weissen Kissen. Als sich der Quartierarzt spät nach zehn Uhr meldete, lag Grossvater Frei immer noch besinnungslos und bleich wie das Linnen auf seinem Lager. Seine Brust hob und senkte sich

in unregelmässig stossenden Bewegungen, als knarrten die Knochen bei jedem Zug des zerbrochenen Atems.

Der Arzt untersuchte in kalter Geschäftigkeit. An ein nahes Ende glaubte er nicht. Die eigentlichen Verheerungen dieses Schlaganfalles könne man erst in einigen Tagen feststellen.

Sie kennen furchtbare Orkane, Blizzards, wie man sie nennt, in diesem Land...

Trini sitzt in ihrer Kammer und staunt dem müden Gedanken nach. Ein langer, endlos langer Nachmittag liegt wieder hinter ihr. An diesem stieg sie viele Treppen hinauf und hinunter. Immerhin, einige Ihrer Tässchen haben Abnehmer gefunden. Hausieren... nein, das hat sie sich daheim nie vorgestellt...

Fast will sie mutlos werden. Doch schon schüttelt sie den Druck energisch ab. Wie kommt sie nur auf solche Einfälle? Natürlich hat sie sich daheim nicht alles gerade so vorgestellt, wie es nun eintraf, aber im Herzen war sie damals schon entschlossen, alles anzunehmen, jede Arbeit, jede ehrliche Arbeit... nun also...

Und wenn sie sich der weisshaarigen Frau Dr. Farell erinnert, Ma Farell darf sie sie nennen, dann braucht sie sich des Hausierens nicht zu schämen. Ma Farell empfängt Trini immer wie eine Freundin, bewundert mit ehrlicher Begeisterung die bescheidenen Malereien, als ob es sich um Kunstwerke handle und spricht mit Trini wie mit einer Tochter...

An der Sense bei Thörishaus



Sogar vorsingen darf sie ihr... singen! Nein, aus der Metropolitan Oper gibt es kaum je etwas für eine Kate Bigler. Trini hat sich damit abgefunden. Seit der letzte Sturm über die Familie brauste, Peter mit sich fortriss, Grossvater als Krüppel gelähmt zurückliess, seither ist es nicht nur mit den Gesangsstunden jäh zu Ende gewesen, Trini hatte gar nicht mehr versucht, mit Agenturen weiter zu verhandeln. Und Ma Farell, die genügend Beziehungen zu Konzert und Oper besitzt, hat dringend abgeraten. „Für den Hausgebrauch“, hatte sie einmal besänftigend gelächelt, „mag Trinis Stimme reichlich genügen — aber um Primadonna zu werden, braucht es eben noch viel, viel Geld, ungewöhnlich viel Geld und einen reichen, einflussreichen Schutzpatron, hier wie überall in der Theaterwelt.“

Trini ist verständig genug, um das einzusehen. Sie hat heute für anderes zu sorgen, das schwer genug ist.

„Furchtbare Orkane... Blizzards...“ murmelte sie, „fast hätte ein solcher Orkan unsere Familie völlig vernichtet.“

Nein — nie nachgeben! Mutter helfen, die sich ebenso tapfer wie Trini wehrt — nicht nur mit ein paar Dollars, auch mit dem unverwundlichen Humor, den man besitzt, muss geholfen werden. Sich in aller Arbeit verdoppeln, nie zeigen, wie schwer es ihr fällt, dem lieben, gebrochenen Alten, der sich nur mühsam von seinem Schlaganfall erholt, nicht einen milden Tod zu wünschen, da er doch nie mehr ganz gesund werden darf.

Aber nein, nein, nein! Wie sie es kürzlich einer Bekannten sagte, die mitleidig vom Erlöser Tod plapperte: „wir sind glücklich, dass wir ihn noch haben, unsern Grossvater, und er ist glücklich, dass wir um ihn sind. Irgendetwas ist zwischen uns reicher geworden seither, ich spüre es genau, als habe uns das Unglück einen neuen innern Reichtum geschenkt — gelt Mutter, wir sind froh, dass wir ihn noch lange haben dürfen?“

Und Mutter hatte genickt: „natürlich, Kate.“

„Und Peter?“ hatte der Besuch zweifelnd einzuwenden gewagt.

„Peter? Er geht seinen Weg...“

Damit verabschiedete man sich von der neugierigen Bekannten, kehrte ins Wohnzimmer zurück, wo Grossvater Frei von seinem Lehnstuhl neben dem Fenster aus Mutter und Trini mit ängstlich fragenden Blicken kommen sah und ein paar heisere Laute aus dem schiefen Mund stiess. Trini beruhigte ihn mit ihrer glücklich lächelnden Zufriedenheit, und der Kranke schlummerte bald darauf leise und rasch atmend ein.

Peter?

Wie sehr es Trini um ihn hängt, verrät sie nicht. Sie hat die Verbindung mit ihm nie verloren. Lange komplizierte Verhandlungen, eine nicht enden

wollende Untersuchung waren sich nach der Verhaftung gefolgt. Wo immer sich Trini zwischen Peter und die Beamten schieben wollte, um zu erklären, wurde sie zurückgewiesen. Sie traf keinen einzigen Menschen, der sich ihrer angenommen hätte. Von Peter war sie durch eine dicke Glaswand getrennt. Er mochte sich in seiner jenseitigen Welt bewegen, mochte handeln, mochte nach ihr rufen, weil er selbst nicht mehr weiter kam — sie konnte ihm nur Zeichen geben, machtlos den Kopf schütteln. Er war für sie unerreichbar geworden wie nie zuvor.

Das ist für Trini unendlich viel schwerer zu tragen als das Begraben der eigenen Hoffnungen und Pläne. Zusehen zu müssen wie Peter von der Maschine der Justiz erfasst und zermalmt wird! Nicht Halt gebieten können!

Und Peter lässt sich treiben, apathisch, als gehe ihn die ganze Angelegenheit nichts an. So war er immer gewesen, auch daheim: den leichtesten Weg im Leben suchen, und wenn es schief geht, die Augen schliessen und sich treiben lassen. Wären Trini und Mutter reich gewesen, vielleicht, dass ein gerissener Verteidiger für Peter eingetreten wäre. Aber so stand man wehrlos vor dem strengen Gerichtshof, hörte die Anklagereden des Staatsanwalts, des Gerichtspräsidenten; Landesfremder... Ungezielter... Burschen, die wahrscheinlich daheim schon nicht guttun wollten... Die Vereinigten Staaten: wohl ein Schmelztiegel, aber kein Unratkübel für andere Nationen...

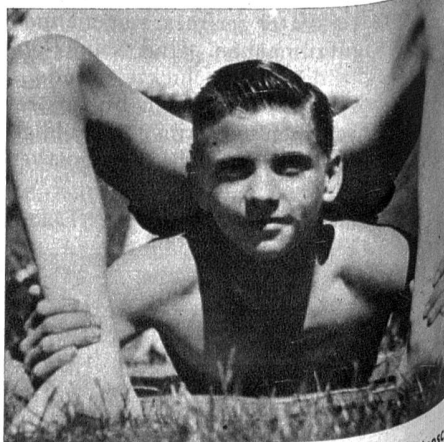
Peter liess die Worte auf sich niederprasseln, zog den Kopf zwischen die Schultern. Die Geschworenen beobachteten ihn mit harten Gesichtern, kalt, erzürnt, waren damit einverstanden, dass sich der Staat gegen derartige Elemente mit äusserster Schärfe wehre. Es handelte sich ja nicht nur um den Diebstahl, um eine wertvolle, aber im Grunde nebensächliche Geige. Es handelte sich um die Gangster, bei welchen Peter ein und aus ging, um andere Diebstähle, Unterschlagungen, Terrorisierungen, vielleicht sogar um Mordtaten. Das Unwesen der Gangster wurde immer unerträglicher. Der Staatsanwalt machte zwischen Peter und den andern keinen Unterschied. Er kannte ihr Verteidigungssystem, sich selbst so unschuldig als möglich hinstellen und alle Schuld auf die andern zu schieben. — Das verfiel bei ihm nicht mehr. Diebstahl, Raub, Mord, sagte er.

Diebstahl, Raub, Mord, nickten die Geschworenen. Sie brauchten sich nicht lange über das Schuldig zu besprechen. Sie waren sich sofort darüber einig. Und der Gerichtshof fällte eine schwere Gefängnisstrafe, die nur

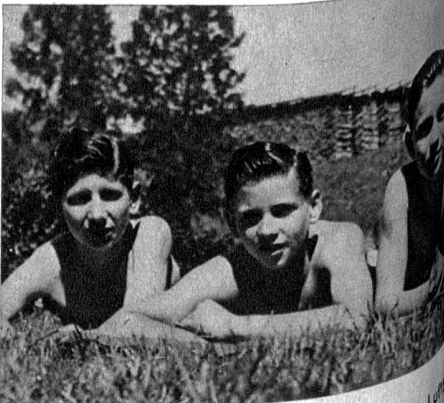
Peter und Piantini traf, da die wichtigsten Mitglieder der Bande auch jetzt wieder zu entkommen vermochten. Auf rätselhafte Weise hatten Henry Dill und Prat nicht einmal zur Gerichtsverhandlung erscheinen müssen. Als wollten die Richter ihre Unsicherheit, die sie genau empfanden, damit besänftigen, so statuierten sie mit den beiden kleinen Dieben, dem ungeschickt vernagelten Peter Bigler und dem weinerlich widerwärtigen Giuseppe Piantini, ein Exempel.

Seit Peter der abgeurteilte Strafgefangene im nahen Sing Sing ist, hat Trini die Möglichkeit, ihn an spärlichen Besuchertagen zu sehen. Sie verfehlt keinen einzigen, so schmerzlich es sie berührt, mit dem eigentümlichen Volk dieser Nachmittage in den Warterräumen der Strafanstalt zusammenzutreffen. Aber Peter hat ausser ihr niemanden auf der Welt. Sie spürt genau, wie ungeduldig er diese kurze Zeit ihres Beisammenseins herbeisehnt.

Prat kümmerte sich immerhin noch um seinen Untergebenen Piantini, verschaffte ihm Vergünstigungen. Aber den dummen Kuhschweizer, der mit



Im Bad am Rande der Stadttummeln sich allerlei Menschen. Der junge Akrobat scheint ein Schlangenmensch zu werden. Wollen Sie es auch einmal versuchen? Wenn es nicht gelingt, so dürfen Sie sich damit trösten, dass es hier um einen Trick zweier Jungs handelt.



Ebenso herrlich wie das Bad im Wasser ist das Luftbad im Schatten oder an der Sonne, besonders wenn es einem harmlosen Klatsch verbunden ist. Lässt man Körper jedoch an der Sonne braten, so wird die Sache schon ungemütlicher.

seiner sinnlosen Geigengeschichte den ganzen Klub in Gefahr gebracht hatte, liess die Bande verbittert fallen. Und Peter zahlte ihr die Feindschaft mit der gleichen Münze zurück. Am Anfang wenigstens, als er überhaupt nichts mehr von seinen «Freunden» wissen wollte. Je länger und hoffnungsloser ihm aber die Jahre vorliefen, die er vor sich sah, alle endlos grau und von gleichen Gefängnismauern eingeschlossen, um so mehr suchte er, die Wut seines früheren Chefs Henry Dill zu verstehen. Wenn einmal alles hinter ihm liegen wird, und einmal musste auch das hinter ihm liegen — ob er dann nicht doch mit Dill neuen Kontakt finden könne? Um dem Chef zu beweisen, dass auch er fähig sei, aus Sing Sing eine Lehre zu ziehen...?

Trini spürt, wie Peter mit jeder Woche härter wird, hart gegen sich, hart gegen seine Umgebung. Ein neues Bangen überfällt sie. Er darf hinter diesen Gittern nicht untergehen.

Vor ihr öffnet er sich auch jetzt noch ein wenig, trotzdem sie bei ihren Besuchern nur spärliche Worte wechseln.

Aber die kurzen Gespräche genügen ihnen, da während ihres langen Schweigens unsichtbare Ströme zwischen ihnen hin und her fliessen. Die spärlichen Worte verraten Trini, wie es um Peter steht, wie er sich nicht mehr zurecht findet, wie er hin und her schwenkt zwischen einem unerträglichen Heimweh und dem verbohrtten Willen, sich den Sumpf der Großstadt einfach zur Heimat zu machen, da es ihm nun einmal so bestimmt ist. Wie er seinerzeit alle Hoffnungen auf Amerika gesetzt hatte, so setzt er nun alles auf die Schweiz und eine Rückkehr nach Europa, um im nächsten Augenblick schon jeden solchen Gedanken abzuschütteln: ich bin hier fest gerannt und muss das Beste draus machen. Wozu Zukunftspläne?

Als Antwort schaut ihn Trini zweifelnd an: «festgerannt?? Das meinst du nur. Zu zweit kommen wir sicher vorwärts, du und ich. Auch über dieses Unglück kommen wir miteinander heraus. Nur nichts als unumstösslich annehmen wollen, mir zuliebe nicht... Pierrot... ich helfe dir ja...»

Aber Peter wendet sich ohne ein Wort nach dem Wärter um, der die Besucher überwacht, er spricht: bin bereit... Er streckt Trini zwei zerschundene, von der Arbeit schmutzige Finger durch das Gitter, das sie trennt. Ein verächtlich müdes Lächeln liegt über seinem Gesicht und doch kann er es nicht verhindern, dass sein Mund, ohne seinen Willen, sagt: «kommst wieder, Trini, gelt... dankschön.»

«Natürlich... Pierrot... natürlich.»

Trini schaut ihm nach, wie er mit seinen schmal gewordenen Achseln, der magere Körper schlottert in den weiten, derben Zuchthauskleidern, davongeht und hinter der Eisentüre verschwindet. Mit schwerem Herzen wendet auch sie sich nach dem Ausgang: Peter hat sie nötiger als je. Sie möchte ihm helfen können — irgendwie, irgendwo — ihm und den andern hinter diesen zermürbenden Zuchthausmauern... Ihm zuerst und dann — vielleicht dann auch den andern... Ein Gedanke regt sich zum erstenmal in Trini, sie lauscht ihm. Es ist ein Gedanke, der sorgfältig zu Ende gedacht werden will. (Fortsetzung folgt.)

Badefreunden

AM RANDE DER STADT

Wie könnte der Städter seine Freizeit in der Schwüle des Sommers in engen Gassen verbringen! Bei erstbestener Gelegenheit nimmt er seine Badehose, eine Wolldecke, etwas Knuspriges und wandert der Peripherie der Stadt zu. Hier ist es ein kleiner See, dort ein Teich, anderswo ein Bach, in dessen Nass man sich erfrischen kann. Jede Stadt besitzt in ihrer Umgebung lauschige Plätzchen, die dem Stadtbewohner zur Erholung dienen können.

Mit einem Seufzer der Erlösung schlüpft man aus den beengenden Kleidern, benetzt sich und lässt sich von der Sonne bescheinen. Glücklicherweise wohnen, wer ein Plätzchen gefunden hat, an dem er allein sein darf. Meist aber gelangt man in ein wahres Bienenstich von Städtern. Doch auch da wird das Leben schön. Eine Hecke dient als Garderobe, ein Gebüsch ist Auskleideraum, die Wiese eines Bauern, der diesem Treiben meist nicht hold ist, wird zum Tummelplatz. Wasserschlachten und Ballspiele gehören zum Programm der Stadtjugend am Rand der Siedlung; an Stelle eines Sprungbrettes muss ein Baum herhalten. Abends kehrt man erfrischt, manchmal aber erst recht müde, in die Wohnung zurück.

Die Städter sind froh, wenn sie einen solchen Ort der Badefreuden aufstöbern können und ziehen ihn dem mondänen Strandbad mit allem Komfort vor.

Text und Bild: Alois Muri



In Ermangelung eines Sprungbrettes leistet ein Baum für Luftakrobaten gute Dienste. Solche Kunststücke ziehen Zuschauer an und stempeln den kühnen Springer zu einem bewundernswerten Helden

Links: Zum Bad gehört ein Ballspiel unter Kameraden auf der grünen Wiese. Mit der Velopumpe wird der Ball aufgeblasen. Achtung, dass der Gummi nicht platzt! Neugierige Buben warten schadenfreudig auf den erhofften Knall